

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

er sich, aller Sinne beraubt, auf sein Kind, um es zu erwürgen. Mit aller Kraft warf sich Xaver gegen den Wütenden.

„Hündin“, schrie der Bauer, „wie kommst du zu den Zigeunern? Ich verfluche dich! Mein Name ist zeit- lebens geschändet.“ Er spuckte seiner ohnmächtigen Tochter ins Gesicht, und rannte davon.

Die Bauern zogen in ihre Be- haufungen im Bewußtsein eine be- freiende Tat im Interesse aller getan zu haben.

Xaver stand allein bei Veronika, die kein Lebenszeichen von sich gab. Er lud sie auf seine breiten Schultern und trug sie vor das Gehöft des Eckbauern. Niemand regte sich auf seinen Anruf, alle Türen waren verschlossen. Schließlich trug Xaver das geliebte Wesen in sein Elternhaus, und bat seine Mutter, sie möge aus Barmher- zigkeit die Nachbarstochter auf- nehmen. Die Mutter hatte ein Herz. Sie pflegte Veronika, legte ihr Öl auf die Brandwunden, und flößte ihr stärkenden Trank ein.

Nach drei Tagen kam die Kranke zur Besinnung. Erstaunt schaute sie um sich. Sie begriff nicht, was mit ihr geschehen war. Als sie Xavers Mut- ter an ihrem Bett sah, weinte sie und fiel wieder in dunkle Ohnmacht.

Langsam besserte sich der Zustand, ihre verwirrten Gedanken sammelten sich zu klarem Denken. Jetzt wußte sie, daß sich eine große Mauer zwischen ihr und ihrem Vaterhaus aufgetürmt hatte. Ja, nun war sie eine Geächtete, eine Ausgestoßene, insolge der unseligen Tat. Eine Hoffnung aber, an die sie sich klammerte, war die Mutter Xavers, die mit Liebe und Sorgfalt um sie war. Veronika fühlte, daß Xaver der gute Geist war, der sie umschwebte, daß sie ihm tausend Dank schuldet, und daß sie jetzt erst die wahre, reine Liebe zu ihm erkannte.

5.

Vater Ullendorst kümmerte sich nicht um seine Tochter. Sie war für ihn aus dem Leben gestrichen.

Xavers Mutter begab sich eines Tages zum Eckbauern, um mit ihm über seine Tochter zu reden, wurde aber von den Dienftboten abge- wiesen.

Nun faßte Xaver den Mut um Für- bitte für Veronika zu erlangen. Er traf den Bauern zusammengetauert, um Jahre gealtert, im Lehnstuhl. Ullendorst hatte nicht bemerkt, daß Xaver in die Stube eingetreten war.

„Gott zum Gruß, Eckbauer“ be- gann Xaver. „Verzeiht, daß ich eure Schwelle übertrete, aber es mußte sein.“

Der Eckbauer fuhr aus seinem Brüten, und schaute Xaver mit frem- den Augen an, als wäre er ein Ge- spenst.

Xaver begann einleitend sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Ullendorst schwieg.

Schließlich dachte Xaver, es wäre besser, ohne Umschweife auf den Kern- punkt loszusteuern. „Ich begreife Eueren Schmerz, Eckbauer. Ihr seid aber trotz allem was vorgekommen ist, ein Ehrenmann. Drum seht, was Eure Tochter getan hat, geschah aus Blendwerk der Zigeuner, ja Blend- werk. Die haben Euer braves und red- liches Kind behergt. Ein Mädchen, das stets folgsam war, kann unmöglich in so kurzer Zeit seine Seele, seinen Ge- horsam ändern, bei Gott nicht, glaubt mir. Das ist auch der Sinn meiner Eltern, und aller anderen, die Euch kennen und schätzen.“

Ullendorst begann seine Hände zu Fäusten zu verkrampfen, seine Rinn- lade zitterte, dann brach er in ein Hohngelächter aus, daß es in der Stube dröhnte.

Xaver ließ sich nicht beirren. „Schaut, Eckbauer, Ihr seit jahrelang

Witwer, Ihr habt das kleine Ding groß gezogen, es ging in Eueren Händen auf wie eine Blume, Veronika liebt Euch von ganzem Herzen. Und nun da sie einen Fehl begangen hat, soll sie tot für Euch sein, einen Fehl, der auf Zauberei und Hexerei beruht. Bedenkt wohl, daß Ihr im späteren Alter keine Stütze habt, die Euch betruet. Veronika ist Euer Blut, Veronika ist Euer Kind, das Ihr niemals verleugnen könnt, selbst im Tode nicht."

Der Eckbauer schwieg immer noch, seine Züge verfinsterten sich, seine Stirne zeigte tiefe Grübelfalten, dann machte er eine wegwerfende Handbewegung, die seinen inneren Abscheu gegen seine Tochter bekunden sollte.

Xaver verschlug diese Bewegung das Wort. Eine peinliche Stille trat ein.

Ullendorfs Blick lauerte auf Xaver, als wollte er grundtief in dessen Seele tauchen. „Xaver du sprichst immer von Blendwerk und Hexerei, das ist mir dunkel und rätselhaft. Sag mir: Wie kam Veronika auf den Zigeunerselsen. Erkläre mir das.“

Diese Frage brachte Xaver außer Fassung. Was sollte er sagen, ohne zu lügen?

„Xaver“, bat der Eckbauer, „nehme mir diese Last vom Herzen. Kannst du das?“

„Ja, Vater Ullendorfs, Veronika hat meiner Mutter alles anvertraut. Aber vorerst müßt Ihr versprechen daß..“

„Halt“ rief Ullendorfs, „rede nicht von Versprechen, ehe nicht alles klar vor meinen Augen steht.“

„Sei es denn“ begann Xaver, „Ihr habt doch schon davon gehört, daß es Menschen gibt, die Macht über andere haben durch ihre Augen, durch ihren Blick, und daß dieser Blick Unheil anrichten kann.“

Der Eckbauer nickte zustimmend.

„Dieser verderbliche Blick, der alles in seinen Bann ziehen konnte, hatte der Zigeuner Hussa; dieser Hussa hatte

es auf Veronika abgesehen, dieser Höllenknecht übte eine solche Gewalt auf Veronika aus, daß sie willenlos dessen Spuren folgte. Da er brachte es fertig, daß Veronika durch sein Geigenspiel in ihn vernarrt wurde. Habt Ihr nicht mit euren eigenen Augen gesehen, wie unsere Burschen und Mädels tollwütig tanzten, wenn er zum Tanz aufspielte? Als Veronika erfuhr, daß die Bande ausgeräuchert werden sollte, zwang sie der Bann, unter dem sie stand, auf den Felsen zu eilen, um die Bande vor ihrem Untergang zu retten. Seht, Eckbauer, das war Blendwerk, pure Hexerei. Seid Ihr jetzt überzeugt, daß Euer Tochter nicht aus eigenem Willen gehandelt hat?“

Der Eckbauer erwiderte kein Wort. Seine Gedanken schienen in einer anderen Welt herumzuschweifen.

„Hörst“, Eckbauer, wenn unser Herrgott Sündern verzeiht, so muß auch ein Vater verzeihen können. Habt Erbarmen, Vater Ullendorfs, treibt Euer Tochter nicht ins Verderben. Euer Frau würde, wenn sie noch am Leben wäre, ihr Kind in die Arme nehmen, und verzeihend ans Herz drücken.“

Ullendorfs seufzte tief; langsam sickerten Tränen über seine wetterharten Wangen. „Xaver, du bist ein guter Bursche. Aber was soll aus Veronika werden? Kein Mann wird sie freien wollen, nicht einmal der niedrigste Knecht.“

„Eckbauer, seid mir nicht böse, wenn ich frank heraus sage, daß ich schon lange Zeit Veronika liebe. Auch Veronika war mir stets zugetan, und ich weiß, daß sie mich zur Stunde noch gern hat, doch sie scheut sich mit mir darüber zu sprechen.“

Über das Gesicht des Eckbauern huschte ein friedfertiges Lächeln. Wie von einer Zentnerlast befreit, erhob er sich, straffte seine breite Brust, und

trat ganz nahe an Xaver heran.

„Xaver, ist das, was du eben gesagt hast, die reine Wahrheit?“

„Die reine Wahrheit, so wahr mir Gott helfe. Eckbauer gebt mir Euere Tochter zur Frau.“

Ullendorst faßte beide Hände Xavers. Freudentränen perlten jetzt aus seinen Augen. „Komm, Xaver, ich will mein Kind auf meinen Armen nach Hause tragen.“

Als Vater Ullendorst in die Kammer der Genesenden trat, schrie Veronika auf, und streckte ihm beide Arme entgegen. „Vater! Vater!“

Der Eckbauer strich seiner Tochter liebevoll über den blonden Scheitel. Er konnte vor Erregung nicht sprechen.

„Vater, lieber Vater, ich habe schrecklich gelitten an Leib und Seele. Verzeih meine Schandtat. Vater bin ich noch dein Kind?“

Ullendorst nickte. „Das bist du. Aber wenn du ganz gesund bist, gehörst du deinem treuen Vater.“

Ein seliges Leuchten überglänzte Veronikas schmales Gesicht. Sie legte die Hände zum Gebet zusammen, und schaute auf ihren Vater, als wäre er ein überirdisches Wesen.

Das verlorene Paradies.

Ein heftiger Windstoß; die Türe sprang auf. Ein kalter Luftzug legte in die traulich behagliche Stube; ein Schatten schob sich zwischen die unheimlich dräuende Nacht da draußen und das friedliche Licht hier drinnen, und dann machte eine vorsichtige Hand behutsam die Türe wieder zu.

Mathias Heuriges stand auf der Schwelle, den Knotenstock in der Hand, den verwaschenen, sonnenverblichenen Filz tief in die Stirn gedrückt, mit verzotteltem Bart, unter büschigen Brauen seitlich lauerndem Blick, weniger einem Menschen gleich, als ein dem Walde entlaufenes Tier. Eine von jenen unheimlichen Gestalten, denen man auf der breiten Landstraße ausweicht, hinter denen man sich, bei anbrechender Dunkelheit, mit innerem Stoßgebet bekreuzt.

Ein Stromer, mit Gräben und Laublager vertraut! Ein Bettler, der sich bis zur nächsten Stadt durchbettelt! Vielleicht eins und das andere, vielleicht auch mehr! Wie er so dasteht, vom milden Lampenlicht umflossen, in den verwitterten Zügen jeder Muskel

gespannt, fürwahr, ein unheimlicher Gesell!

Wie kommt so einer in dies vom Dorf abgelegene Haus, wo die Großmutter Regine ganz alleine haust? Kommt herein, ohne anzuklopfen, ohne Gruß, hereingeweht vom Sturm, der mit gewaltiger Hand an dem Puppenhäuschen rüttelt.

Großmutter Regine sitzt im Ohrenstuhl; ganz nahe beim schnurrenden Kachelofen. Sie ist eben etwas eingenickt. Es war wohl zuviel heute für ihre alten Kräfte: der Gang in die Kirche, auf den Friedhof, eine gute halbe Stunde hin und zurück. Und bis sie jedes Grab betreut und bekränzt hat, — Kinder und Kindeskinde, so wie sie der liebe Gott eins nach dem anderen zur Ruhe legte, — bis sie, die Einsame, jedes Verschollenen in Treue gedenkend, den Heimweg wieder angetreten, ist es spät geworden.

Noch den Tisch gedeckt, noch alter frommer Sitte, mit dem feinsten Linnen, dem besten Silber, ein Gedeck für jeden Verstorbenen, für jeden Verschollenen, und die alte ehrfame Frau hat sich ein Stündchen Ruhe gegönnt.

Wenn die Uhr sieben schlägt, wird sie sich an die festlich geschmückte Tafel setzen, wird aufstehen, was Küche und Keller bieten, wird die Armen, die Hungernden, weit und breit, reich bewirten. So hält sie es jedes Jahr am Allerseelentag; so hielten es ihre Eltern und Großeltern in dem abgelegenen, tannengeborgenen Vogesendorf

Ist es der kalte Luftzug, der eben hereinfegte? Ist es die fremde Gegenwart, die ihren leichten Greisenschlummer belauert? Großmutter Regine ist aufgewacht, schaut mit traumverlorenen Augen um sich, erpäht die schattengleiche Gestalt, dicht bei der Tür. Ihr kindliches Gemüt kennt keine Angst; was sollte sie noch fürchten? so nahe beim Ziel? Und was könnte sie Schlimmeres erleben, als all die Mühsal, die Trübnis, auf die sie zurückblickt? Wer einsam dem Tode entgegenaltert, der kennt keine Furcht mehr!

„Grüß Gott!“ sagt sie einfach. Sieht nicht den unheildrohenden Blick; hinter den gierigen Lippen die blitzenden Raubtierzähne.

„Habt wohl einen langen Weg hinter Euch?“

Der Andere antwortet nicht, schaut nur immer unentwegt in das verhülte Gesicht. Es leuchtet ihm daraus etwas so Bekanntes vor; was nur? Die hellen Altweiberaugen? . . . die Stimme?

„Setzt Euch einen Augenblick zu mir; es ist gleich Essenszeit“.

Und wie er zögernd näher tritt in den Lichtkreis der Lampe:

„Ihr seid kein Hiesiger, die kenn' ich alle. Hab Euch noch nie gesehen. Aber am heutigen Tage sind mir alle willkommen!“

Der Mann hat sich schwerfällig gesetzt. Ihm ist so sonderbar zu Mute! Es strömt von dieser kindlich zutraulichen Greisin, von der ganzen trauten Umgebung etwas aus, was ihn lähmt, was

den Haß, den Neid, die Raubsucht einschläfert.

Und Großmutter plaudert weiter, nach Greisenart, ohne auf die Antwort zu warten.

„Müde seht Ihr aus und hungrig; sollt hier ruhen und Euch satt essen. Am heutigen Tage sind alle Lebensmüden, alle Geschlagenen hier willkommen.“

Und wie er sie fragend ansieht: „Ist Allerseelen heute; wißt es doch? Habt die Glocken gehört; auf den Gräbern die Blumen und Lichter gesehen?“ Und flüsternd, geheimnisvoll: „Heute abend setzen sie sich alle mit mir um den gedeckten Tisch; alle die mir vorausgegangen, die dort drüben auf mich warten. Wird wohl nicht mehr lange dauern, bis ich ihnen folge. Möchte nur nicht scheiden, bevor ich die Annemarie wieder gesehen.“

„Die Annemie?“

Wie heißer seine Stimme klingt, wie rau! Aber dieser Name, in dieser Umgebung, das ist, wie wenn Tote auferstehen; das zerrt längst Vergessenes, Totagegläubtes ans Tageslicht.

„Ja, die Annemie! Wenn Ihr die gekannt hättet! Etwas Lieberes, Sonnigeres, gab es nicht in unseren Bergen, weitauf, weitab. War mein Enkelkind, des Schimmelwirtes Einzige.“

Schimmelwirt! Annemie! Wie zentnerschwere Steine fallen diese Worte in den dumpfen Teich der Vergangenheit, entreißen dem Schlamm der Vergessenheit lockende, lichte Bilder: lachende Blauaugen, so tief wie der Berosee, eine helle Glockenstimme; in dem schlanken Spiel der Glieder, die Kraft und Herbe der heimatischen Tannen

„Zwanzig Jahre war sie alt, da geschah das Unglück. Es kam einer in die Sommerfrische, einer aus der Stadt, ein schmucker Gesell, ein Künstler, sagten sie. Der redete um die Annemie herum, tat ihr schön mit Blicken und Schwüren, und als der Sommer herum